

# **"Die Arbeitslosen von Marienthal" - Geschichte und Ergebnisse einer grundlegenden Untersuchung**

Paul Neurath

Vortrag auf der Alfred Dallinger Tagung des Instituts für Arbeiterbildung in Marienthal am 10. April 1991

## **1. Einleitung**

Es ist ein merkwürdiges Erlebnis für einen Soziologen, über eines der klassischen Werke der modernen Soziologie, "Die Arbeitslosen von Marienthal", von Lazarsfeld, Jahoda und Zeisel, hier in Marienthal selbst zu sprechen, wo das Werk vor genau 60 Jahren entstanden ist. Und es ist darüber hinaus für mich persönlich ein besonderes Erlebnis, weil das Werk in meinem eigenen Leben eine sehr entscheidende Rolle gespielt hat. Erst einmal damit, daß ich, als ich das Buch noch hier in Wien 1934 zum ersten Mal las, von da an endlich genauer wußte, was ich mit meinem bis dahin etwas vagen Wunsch, Soziologie zu studieren, wirklich anfangen wollte: Studien wie diese machen zu können. Nur hatte ich keine blasse Ahnung, wo und wie man so etwas lernen könnte. Bestimmt nicht hier in Wien, wo ich damals gerade Jus studierte, weil es das Fach als solches hier an der Universität noch gar nicht gab.

Es war dann, und das ist meine zweite Verbindung mit dem Werk, eine merkwürdige Verkettung von persönlichen Schicksalen und Zufälligkeiten, daß ich es sieben Jahre später, gerade bei einem der Autoren von "Marienthal", bei Paul Lazarsfeld in New York lernen sollte, wo ich in den frühen 40er Jahren an der Columbia Universität sein Schüler und gleichzeitig einer seiner Forschungsassistenten war.

Das Buch - heute, wie gesagt, einer der Klassiker der soziologischen Literatur - wäre der Welt beinahe verloren gegangen, weil es schon im Mai 1933, nur wenige Monate nach seinem Erscheinen, und bevor noch der Großteil der Auflage in den Buchhandel gekommen war, auf dem Scheiterhaufen der großen Bücherverbrennung landete.

Es gab dann erst 1960 eine neue deutsche Auflage, der in den nächsten etwa 20 Jahren zwei weitere deutsche, eine englische, eine amerikanische, und eine französische und schließlich 1983 noch eine koreanische Ausgabe folgte. Die letztere besorgte ein ehemaliger Schüler von mir, Prof. Hung-Tak Lee, in Seoul, Süd-Korea.

Das Buch hat, obwohl streng wissenschaftlich und unpolitisch geschrieben, eine politische Geschichte. Die Autoren, alle drei tätig an der von Lazarsfeld gegründeten Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle in Wien, eigentlich ein Marktforschungsinstitut, waren gleichzeitig politisch sehr aktive Sozialisten, die gerne mit ihrem sozialpsychologischen Wissen, auch etwas für die Arbeiterschaft Nützliches beigetragen hätten.

Nun waren damals erst 12 Jahre vergangen, seit die Arbeiter mit der Revolution von 1918 auch den 8-Stundentag erkämpft hatten - damals noch in einer 48-Stunden Woche. Da meinten sie, daß es

nützlich sein könnte, zu untersuchen, was die Arbeiter mit der so gewonnenen Freizeit anfangen. Vielleicht konnte man ihnen helfen, sie besser zu gestalten.

Mit dieser Idee gingen sie zu Otto Bauer, dem damaligen Führer der österreichischen Sozialdemokratie. Der schlug die Hände über dem Kopf zusammen: "Freizeit wollt ihr untersuchen, wenn das, was die Menschen brauchen, Arbeit ist? Warum untersucht ihr nicht lieber die Wirkung langdauernder Arbeitslosigkeit?" Und er sagte ihnen auch gleich, wo sie das am besten tun konnten: hier, in Mariantal.

Dazu ist daran zu erinnern, daß die große Wirtschaftskrise der Dreißigerjahre, die mit dem großen Börsenkrach in New York im Oktober 1929 begonnen hatte, damals schon seit über einem Jahr in vollem Gang war. Wir erleben zwar gerade jetzt wieder eine Zeit steigender Arbeitslosenzahlen mit zur Zeit in Österreich knapp über 200.000 Arbeitslosen, das sind etwa 6,5% der Erwerbstätigen; das ist aber, so hart das klingen mag, noch verhältnismäßig wenig, verglichen mit den Zahlen von damals. Damals gab es auf dem Tiefpunkt in Österreich über 600.000 Arbeitslose; in Deutschland über 6 Millionen, in Amerika zwischen 13 und 15 Millionen, und so durch alle Industriestaaten immer mit 20% bis zu 25% aller Erwerbstätigen oder rund 10% der ganzen Bevölkerung.

Ähnlich war es in den Agrarstaaten. Nur konnten dort vor allem die großen Zucker-, Kakao-, Kaffe-, Baumwolle-, Jute-, usw. Plantagen nicht so rasch zugesperrt werden, wie anderswo die Fabriken, weil erst noch die Felder abgeerntet werden mußten. Aber wohin mit den Produkten, wenn diese nicht mehr in den gewohnten Mengen verkauft werden konnten? Damals wurden halbe Ernten entweder wieder eingepflügt, oder verbrannt, oder ins Meer geschüttet. Zu meinen schrecklichsten Erinnerungen gehört neben dem Verbrennen von Weizen, während anderswo Menschen hungerten, daß es damals in Brasilien eine Maschine gab, die rohe Kaffeebohnen mit flüssigem Teer zu Straßenbelag verarbeitete.

Dazu eine kleine Vignette: Etwa 40 Jahre später fragte jemand bei einem Radiointerview Marie Jahoda, ob sie damals als engagierte Sozialisten keine Skrupel gehabt hätten, ihre kostbare Zeit mit Marktforschung zu vergeuden, statt etwa sinnvolle Sozialforschung zu betreiben. Worauf Marie Jahoda ungefähr antwortete: "Damals, in dieser schrecklichen Zeit, wo wir unter unseren Mitarbeitern Doktoren der Nationalökonomie und der Politikwissenschaft hatten, für die das bißchen, das sie bei uns als Interviewer verdienen konnten, ihr einziges Einkommen war, da hatten wir keine Zeit für solche Skrupel."

Und in Mariantal war die Situation noch viel ärger. Hier war - ich folge hier der Darstellung im Buch - 1830 eine Flachsspinnerei gegründet worden, der innerhalb weniger Jahrzehnte andere Abteilungen angegliedert wurden, bis sie zu einer der größten Textilfabriken der alten Österreichisch-Ungarischen Monarchie wurde, mit auf dem Höhepunkt bis zu 1200 Arbeitern. Aber, als die Fabrik mit dem Zusammenbruch der Monarchie den größten Teil ihrer Absatzgebiete in Ungarn und auf dem Balkan verlor, mußte der Betrieb stark eingeschränkt werden. 1926 wurde die halbe Belegschaft entlassen und im Frühjahr 1929, noch ein gutes halbes Jahr vor dem Beginn der großen Weltwirtschaftskrise, wurde der ganze Betrieb stillgelegt, die Turbinen verkauft, ganze Hallen niedergerissen - und damit praktisch der ganze Ort arbeitslos. Da aber wenige Monate darauf die Arbeitslosigkeit auch in Wien und in der ganzen Umgebung einsetzte, gab es für die Marianthaler auch keine anderen Ausweichmöglichkeiten mehr - sie blieben permanent arbeitslos.

Das war also die Situation hier in Marienthal, von der Otto Bauer meinte, daß sie hier die Folgen massiver langdauernder Arbeitslosigkeit am besten untersuchen konnten.

## 2. Die Untersuchung

Aber nun zur Arbeit selbst: Damals wurde natürlich viel über Arbeitslosigkeit geschrieben, aber zumeist über die Auswirkungen auf die Wirtschaft oder über das Schicksal der einzelnen Arbeitslosen und ihrer Familien. Den Autoren von "Marienthal" aber ging es eigentlich um etwas anderes. Was sie in der Einleitung betonten: "Vor allem ist unser Untersuchungsgegenstand das arbeitslose Dorf und nicht der einzelne Arbeitslose" (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, 25).

Für diese Art der Untersuchung gab es damals noch kaum irgendwelche Vorbilder. Zwar gab es bereits die großen Untersuchungen über die Armut in England um die Jahrhundertwende; aber die waren darauf ausgerichtet das bloße Ausmaß der Armut selbst aufzuzeigen, um das Parlament zu veranlassen, die Armengesetzgebung zu reformieren. Ebenso gab es schon die ersten amerikanischen Community Surveys, wie z.B. eine über die elenden Arbeits- und Lebensbedingungen der Stahlarbeiter in Pittsburg, aber die waren auch mehr darauf ausgerichtet, die Mitbürger über die schlimmen Zustände zu informieren, damit sie ihrerseits die lokalen Legislativen zu Reformen veranlassen mochten.

Noch am ehesten in die Richtung der geplanten Studie in Marienthal, ging das 1929 erschienene Buch "Middletown" von Robert und Helen Lynd. Das war der erste Versuch, das Gesamtleben einer mittelamerikanischen Kleinstadt systematisch darzustellen. Aber das war noch vor der Zeit der Wirtschaftskrise, also in der Hochkonjunktur, mit praktisch keiner Arbeitslosigkeit. Die Autoren von "Marienthal" mußten also nicht nur vieles von der grundlegenden Begriffsbildung, sondern vor allem das meiste von der Methodik für ihre Studie erst selbst entwickeln.

Ganz am Anfang hatten sie zu entscheiden, wie sie sich selbst den Marienthalern präsentieren würden, von denen sie ja sehr vieles, oft sehr persönliches über ihr Leben erfahren wollten. Die hätten aber kaum Verständnis dafür aufgebracht, wenn da ein paar Wiener Wissenschaftler dahergekommen wären, um sie zu beobachten, wie etwa ein Naturwissenschaftler Mikroben unter dem Mikroskop beobachtet. Es hätte ihnen auch selbst widerstrebt, Menschen in dieser Art als Forschungsobjekte zu betrachten. Wie sie selbst schrieben: "Es war unser durchgängig eingehaltener Standpunkt, daß kein einziger unserer Mitarbeiter in der Rolle des Reporters und Beobachters in Marienthal sein durfte, sondern daß sich jeder durch irgendeine auch für die Bevölkerung nützliche Funktion in das Gesamtleben natürlich einfügen hatte" (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, 28).

Andererseits aber mußten sie nicht nur im Interesse der Wissenschaft strengste Objektivität bewahren, sondern auch, weil sie sich dessen bewußt waren, daß ihr Bericht, auch wenn er noch so objektiv und wissenschaftlich geschrieben war, letztlich auch eine Art von politischem Dynamit werden konnte. Weil jeder zukünftige Leser sich sofort fragen mußte, wie eine verantwortungsvolle Regierung solche Zustände anstehen lassen konnte, ohne hier ernsthaft einzugreifen, obwohl die Leute ja offenbar selbst völlig schuldlos an ihrem Elend waren. Sie hatten, so lange die Fabrik bestand, fleißig dort gearbeitet; sie hatten nichts dazu beigetragen, daß sie, weil mittlerweile die Wirtschaftskrise eingesetzt hatte, auch sonst nirgends mehr Arbeit finden konnten.

Also mußten die Autoren sich von vornherein darauf einrichten, alles, was sie berichten würden, hieb- und stichfest mit quantitativen Daten zu belegen, sodaß nachher niemand daher kommen und sagen konnte, daß es schon nicht gar so arg sein würde, oder daß, was sie an konkreten Beispielen zur Illustration brachten, vielleicht nur absichtlich herausgegriffene Extremfälle wären, um Menschen zur Kritik an der Regierung zu veranlassen. Dazu auch wieder die Autoren selbst: "Verknüpft wurden die Einzelergebnisse nach Gesichtspunkten, die letzten Endes von dem Gesamteindruck bestimmt sind, den wir während unseres Aufenthaltes in Marienthal gewonnen haben. Aber das subjektive Moment, das jeder Beschreibung eines sozialen Tatbestandes anhaftet, haben wir auf ein Minimum zu reduzieren gesucht, indem wir alle Impressionen wieder verwarfen, für die wir keine zahlenmäßigen Belege finden konnten" (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, 25).

Für den persönlichen Kontakt mit den Marienthalern und damit, wie sie oben sagten, keiner von ihnen nur als Beobachter dort auftreten konnte, veranstalteten sie z.B. eine große Kleideraktion mit Kleidern, Schuhen, Mänteln, usw., die sie in Wien sammelten, dabei besonders viel für die Kinder; hielten ärztliche Sprechstunden ab und ärztliche Reihenuntersuchungen aller Kinder; machten einen Schnittmusterkurs für Frauen, damit diese z.B. aus den nicht mehr brauchbaren Kleidungsstücken der Eltern noch welche für die Kinder zurechtschneiden konnten; einen Turnkurs für Mädchen; eine Erziehungsberatung für Mütter, mit denen sie bei der Gelegenheit auch deren eigene Probleme beraten konnten und noch vieles andere. Eine ihrer Mitarbeiterinnen, Dr. Lotte Danzinger, lebte sechs Wochen lang in Marienthal und leitete dort die Kleideraktion und vieles andere.

Selbstverständlich sammelte sie alles, was es an öffentlichen und privaten Daten über den Ort gab. Neben den Daten über die Bevölkerung und den amtlichen Daten über Arbeitslosen- und Notstandsunterstützung usw., Zahlen über den Umsatz beim Konsumverein, beim Wirt, beim Fleischhauer; Mitgliedschaften bei den politischen und unpolitischen Vereinen, die Zahl der Entlehnungen aus der Leihbibliothek, usw. usw.

Dazu kamen sehr detaillierte Aufzeichnungen, die einzelne Marienthaler für sie machten, wie z.B. genaue Haushaltsbudgets und Aufzeichnungen darüber, was sie zu den einzelnen Mahlzeiten gegessen hatten; oder Zeitverwendungsbögen, in denen sie jeweils durch ein paar Tage eintrugen, was sie in jeder Stunde des Tages gemacht hatten; Aufzeichnungen eines Lehrers darüber, was die Kinder zum Gabelfrühstück mit hatten; dazu ausführliche Aufzeichnungen über ihre eigenen Gespräche mit den Marienthalern; Schulaufsätze; die Ergebnisse der ärztlichen Untersuchungen, und vieles anderer.

### **3. Einzelne Ergebnisse**

Und nun zu den wichtigsten Ergebnissen. Dabei werde ich weniger von jenen Dingen sprechen, die Sie sich noch am ehesten selbst ausmalen können: daß die Menschen schlecht ernährt waren; daß einmal Verbrauchtes, wie Kleider und Schuhe, nicht mehr nachgeschafft werden konnten, sodaß z.B. oft Kinder bei schlechtem Wetter nicht in die Schule gehen konnten, weil sie keine Schuhe mehr hatten, usw. und mich mehr mit jenen Ergebnissen befassen, die nicht unmittelbar sichtbar sind und gelegentlich allgemeinen Vorstellungen zuwiderlaufen.

So beginnt etwa das Kapitel "Die Zeit" wie folgt: "Wer weiß, mit welcher Zähigkeit die Arbeiterschaft seit den Anfängen ihrer Organisation um die Verlängerung der Freizeit kämpft, der könnte meinen, daß

in allem Elend der Arbeitslosigkeit die unbegrenzte freie Zeit für den Menschen doch ein Gewinn sei. Aber bei näherem Zusehen erweist sich diese Freiheit als tragisches Geschenk. Losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt, haben die Arbeiter die materiellen und moralischen Möglichkeiten eingeübt, die Zeit zu verwenden." (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, 83)

Es ist eine der berühmtesten Stellen in dem Buch, wie sie das dokumentierten. Zum einen beobachteten sie, mit der Uhr in der Hand, die Geschwindigkeit, mit der die Menschen die vom Fenster aus übersehbare 300 m lange Dorfstraße entlang gingen und wie oft sie dabei zu längeren Gesprächen stehen blieben.

Es zeigte sich, daß die Frauen im Durchschnitt etwa 1 1/2 mal so rasch gingen und nur halb so oft zu längeren Gesprächen stehen blieben wie die Männer. Weil eben die Frauen, zum Unterschied von den meisten Männern, immer noch eine Menge sinnvoller Tätigkeiten zu verrichten hatten. Vor allem so etwas wie drei Mahlzeiten, und wenn das nicht mehr ging, wenigstens zwei Mahlzeiten am Tag auf den Tisch zu stellen, alle möglichen Hausarbeiten zu verrichten Kleider und Wäsche, so gut es ging, zusammenflicken, usw. Auf die Straße gehen bedeutete darum für Frauen zumeist irgendeine Besorgung machen, wie z.B. eine Kleinigkeit zum Essen beim Kaufmann besorgen gehen - Vorratswirtschaft gab es ja schon lange nicht mehr; oder die Kinder in die Schule bringen, usw. Während für die Männer "auf der Straße sein" zumeist nur mehr bedeutete, nicht allein zu Hause zu sitzen, sondern allein oder mit anderen auf der Straße herumzustehen oder spazieren zu gehen, nur um die Zeit totzuschlagen.

Zum anderen aber waren es die Zeitverwendungsbögen. So heißt es etwa bei einem: 9-10 zu Hause gewesen; 10-11 an der Ecke des Hauses gestanden; 11-12 gegessen; 12-1 geschlafen; 1-3 nach der Fische spazieren; 3-4 bin zum Treer gegangen; (Anmerkung der Autoren: der Kaufmann Treer ist 300 Schritte weit weg); 4-5 um Milch gegangen; usw. (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, 85) oder bei einem anderen die inzwischen berühmt gewordene Eintragung: "10-11 einstweilen wird es Mittag"; 11-12 (Leer); 12-1 1 Uhr wird gegessen, da die Kinder erst aus der Schule kommen, usw. (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, 84).

Nachdem sie alle diese Eintragungen in den verschiedenen Zeitverwendungsbögen sorgfältig in einer Tabelle zusammenfaßten, stellten die Autoren lapidar fest: "Das Nichtstun beherrscht den Tag": Kleine Beschäftigungen wie mit dem Radio oder Basteln machen kaum 2 % der Zeit aus (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, 88).

Um festzustellen, daß langdauernde Not die Menschen zermüht, dazu hätte es weiter keiner sorgfältigen Untersuchung bedurft. Auch nicht um festzustellen, daß nicht alle Menschen auf die gleiche Notlage gleich reagieren - die einen halten länger durch und bleiben womöglich noch durch lange Zeit optimistisch, während andere früher aufgeben und verzweifeln. Die Autoren waren aber nicht so sehr daran interessiert, zu untersuchen, wie sehr Unterschiede in der Haltung allenfalls von Unterschieden in den Persönlichkeiten der Einzelnen bestimmt wurden, sondern daran, wie offenbar Unterschiede in der Haltung weitgehend durch ja immer noch bestehende Unterschiede im Einkommen bestimmt wurden - sofern man Arbeitslosen- bzw. Notstandsunterstützung noch als "Einkommen" bezeichnen kann.

Dazu zunächst einige Übersichtszahlen:



Darüber hinaus mag das aber auch als eine wesentlich allgemeinere, auch heute noch gültige Erkenntnis der Marienthaler Studie anzusehen sein: da Arbeitslosenunterstützungen überall nur durch eine bestimmte, gesetzlich festgelegte Zeit ausbezahlt werden - manchmal mit in bestimmten, ebenfalls gesetzlich festgelegten Zeitabschnitten erfolgenden Kürzungen, ist anzunehmen, daß mit fortschreitender Verschlechterung ihrer Lage, wenn nicht alle, so doch die meisten Betroffenen, die einen langsamer, die anderen rascher, die oben beschriebenen Stadien durchlaufen dürften: von anfänglich noch "ungebrochen" zu "resigniert" und schließlich zu "verzweifelt" oder "apathisch".

Dazu noch eine persönliche Erinnerung aus jener Zeit. Als ehemaliger kaufmännischer Angestellter bezog ich, beginnend im Frühjahr 1936, eine Arbeitslosenunterstützung von 12.50 S pro Woche, die nach Ablauf einer entsprechenden Frist von mehreren Monaten auf 8.40 S oder so ähnlich reduziert wurde. Glücklicherweise trat ich noch vor der bestehenden nächsten Kürzung auf 4.20 S mein Gerichtsjahr als Schriftführer beim Wiener Gewerbegericht an, wofür ich dann 50 S im Monat bekam.

Ein etwas jüngerer Freund von mir, ein gelernter Automechaniker, aber, wie damals üblich, gleich nach Beendigung der Lehre entlassen, weil der Lehrherr sich keinen ausgelernten Arbeiter leisten konnte, und der schon vor längerer Zeit auf dem Satz von 4.20 S pro Woche angelangt war, wurde eines Tages, ebenfalls ganz ordnungsgemäß, auf 2.10 S pro Woche gekürzt. Das hätte damals für genau 6 Wiener Tramwaykarten gereicht. Da kam ich auf die gute Idee, an eine Behörde - wenn ich mich recht erinnere, war es das Bundeskanzleramt - einen Brief mit der Frage zu schreiben, wovon der junge Mann jetzt eigentlich leben sollte. Zurück kam wortlos ein Kuvert mit einem Anmeldeformular zum Bundesheer.

Eine wichtige Frage war: Was tat das alles den Kindern an?

Der rein physische Schaden war relativ einfach festzustellen; Damals war es üblich, daß bei schulärztlichen Untersuchungen der Gesundheitszustand je nachdem klassifiziert wurde als I-gut, II-mittel, oder III-schlecht. Eine Untersuchung der insgesamt 314 Marienthaler Kinder unter 14 Jahren ergab: von den 34 Kindern, deren Eltern noch in Arbeit standen, hatten 19 den Befund I-gut; 15 den Befund II-mittel; keines hatte den Befund III-schlecht. Von den insgesamt 278 Kindern, deren Eltern arbeitslos waren, hatten nur 31 (=11%) den Befund I-gut; etwa die Hälfte (144=52%) hatten den Befund II-mittel; aber über 1/3, 103 von 278 (=37%) hatten den Befund III-schlecht.

Ein Lehrer führte Buch darüber, was 38 Kinder täglich zum Gabelfrühstück mithatten. Am Tag nach der Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung hatten 36 von ihnen ein adäquates Gabelfrühstück. Am Tag vor der nächsten Auszahlung, 14 Tage später, hatten nur 19 ein adäquates Gabelfrühstück. Die anderen 19 hatten nur ein Stück trockenes Brot oder gar nichts. Was auch gleich zeigt, wie sehr der Rhythmus des Lebens nicht mehr, wie in normalen Zeiten, vom Ablauf der Woche bestimmt wurde, sondern vom 14-tägigen Abstand zwischen den Auszahlungsterminen der Arbeitslosenunterstützung.

Schwieriger war es, zu zeigen, in welchem Ausmaß sich die allgemeine Resignation der Eltern auf die Kinder übertrug, für die der Bereich von Wünschen und Phantasie sichtbar enger wurde. Ein Beitrag dazu kam mit Schulaufsätzen: "Was ich gerne werden möchte". Es fiel auf, wie sehr die sonst üblichen Abenteuerwünsche fehlten, wie "Flieger" oder "Schiffskapitän", usw. Erschreckend viele wollten einfach "Fabrikarbeiter" werden, weil sie von ihren Eltern dauernd zu hören bekamen, wie gut es ihnen

gegangen war, als sie noch in der Fabrik arbeiteten. Nur einer wollte noch ein Indianerhäuptling werden - aber er wußte nicht, ob eine Stelle frei sein würde.

Zum selben Zweck ließen die Autoren Kinder in Marienthal und in Orten der Umgebung, die zwar auch von Arbeitslosigkeit betroffen waren, aber eben nicht so total, wie Marienthal, Schulaufsätze schreiben: "Was ich mir zu Weihnachten wünsche". Und rechneten dann einfach durch, was die Erfüllung der einzelnen Wunschlisten gekostet hätte. Die überraschende Antwort: in den Orten der Umgebung im Durchschnitt 36 S, in Marienthal im Durchschnitt nur 12 S. Und selbst da schrieben viele von den Marienthaler Kindern "Wenn meine Eltern nicht arbeitslos wären, dann würde ich mir..., wünschen".

Und selbst von diesen, schon auf ein Drittel reduzierten Wünschen bekamen 2/3 der Marienthaler Kinder nicht einmal das. Während in den Orten der Umgebung etwa 2/3 mindestens ebensoviel oder mehr bekamen, als was sie sich gewünscht hatten.

#### **4. Das arbeitslose Dorf**

Und nun zum eigentlichen Gegenstand der Untersuchung: die Auswirkungen langandauernder, massiver Arbeitslosigkeit auf das Gefüge der örtlichen Gemeinschaft. Als Gesamtergebnis kann vorweggenommen werden:

Die Anteilnahme des Einzelnen an allem was außerhalb der eigenen Person oder der eigenen Familie vor sich geht, im Ort oder außerhalb des Ortes, schrumpft ein. Die Menschen ziehen sich in sich selbst zurück. Der Kitt, der in normalen Zeiten die Gemeinschaft zusammenhält, trotz aller politischen und sonstigen Gegensätzlichkeiten, die ja zumeist selbst ein Ausdruck der Anteilnahme an dieser Gemeinschaft sind, beginnt zu zerbröckeln. Zwar gingen die Menschen z.B. noch zur Wahl wie zuvor, die Wahlbeteiligung lag auch bei den Gemeinderats-, Nationalrats- und Landtagswahlen von 1929, 1930 und 1932 noch immer über 90%, auch die Verteilung auf die Parteien blieb gleich, rund 80% für die Sozialdemokraten, 15-17% für die Christlichsozialen, 3-6% für kleinere Parteien, mit etwas merkbarem Anstieg für die letzteren bei der letzten Wahl 1932.

Aber die aktive Teilnahme am politischen und sonstigen Geschehen nahm beträchtlich ab. Die Mitgliedschaft ging zwischen 1929 und 1931 bei den Sozialdemokraten um 33% zurück, beim Deutschen Turnverein um die Hälfte usw. Eine bemerkenswerte Ausnahme bildeten dabei jene auch politisch liierten Vereine, die ihren Mitgliedern noch irgendwelche materiellen Vorteile bieten konnten, wie z.B. der Arbeiterradfahrverein, der die Vermittlung für die Versicherung für das in dieser Zeit noch viel kostbarere Fahrrad vermittelte, das doch noch etwas Kontakt mit der Außenwelt bedeutete; oder der Feuerbestattungsverein "Die Flamme" mit seiner Versicherung für allfällige Begräbniskosten; oder der sozialdemokratische Verein "Kinderfreunde" oder der katholische Verein "Frohe Kindheit", die sich beide noch um die Kinder kümmerten, nachdem der Montessori-Kindergarten schon gesperrt war, weil kein Geld mehr da war für die Kindergärtnerin. Der Bericht faßt das zusammen wie folgt: "...Mit steigender Not entwickelt sich die Mitgliedschaft bei Vereinen aus einer Gesinnungssache zu einer Interessenangelegenheit. Aber man verstehe richtig: die Gesinnung wird nicht geändert, sie verliert nur gegenüber den Sorgen des Alltags an gestaltender Kraft. Es ist, als ob die kulturellen Werte, die

im politischen Kampf stecken erstarrt wären, oder sogar primitiveren Formen des Kampfes Platz machten" (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, 60/61).

Die früher sehr aktive Theatergruppe verlor Mitglieder, weil unter dem Druck der Not die Menschen begreiflicherweise das Interesse am Theaterspielen verloren. Die Entlehnungen aus der Arbeiterbibliothek gingen zurück, obwohl die auch früher schon geringe Leihgebühr inzwischen längst abgeschafft war. Die Arbeiterzeitung, früher das politische Um und Auf dieser so sehr sozialdemokratischen Gemeinde verlor mehr als die Hälfte ihrer Leser, obwohl der Preis für Arbeitslose drastisch reduziert war. Es war einfach ein Rückgang des Interesses an allem, was in der Außenwelt vor sich ging. Wozu der Bericht bemerkt:

"Der Rückfall von der höheren kulturellen Stufe der politischen Auseinandersetzung auf die primitivere der individuellen gegenseitigen Gehässigkeit ist fast aktenmäßig zu belegen. Wir denken dabei an die anonymen Anzeigen, die wegen unbefugter Gelegenheitsarbeit trotz Bezug der Arbeitslosenunterstützung erstattet wurden" (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, 61).

Wobei das Bemerkenswerte, abgesehen vom Ansteigen der Zahl der anonymen Anzeigen selbst, die es in einer so kleinen Gemeinde in normalen Zeiten so gut wie gar nicht geben kann, vor allem das rapide Anwachsen des Anteils der unberechtigten Anzeigen ist: 1928/29, das war das letzte Jahr vor der großen Wirtschaftskrise - aber schon mit beträchtlicher Arbeitslosigkeit in Marienthal - gab es insgesamt erst 9 solcher Anzeigen, von denen 3 unberechtigt waren. Nur zwei Jahre später, 1930/31, das war das letzte Jahr vor der Studie, gab es schon 28 solcher Anzeigen, von denen schon 21 unberechtigt waren.

Das in politischer Hinsicht wohl interessanteste Ergebnis war ein - wenn auch gewiß sehr lokal begrenzter - Betrag zur großen Diskussion, die damals vor allem in den politischen Parteien geführt wurde: ob die massive Arbeitslosigkeit der Wirtschaftskrise die Arbeiter eher radikalieren oder eher apathisch machen würde? Wobei ersteres wohl am meisten den radikalen Parteien auf der Linken und auf der Rechten, den Kommunisten und den Nationalsozialisten zugute gekommen wäre.

Die Antwort für Marienthal war, zumindest bis zum Jahr der Studie, 1932, eindeutig:

Sie wurden, sieht man von einigen Ausnahmen ab, im wesentlichen apathisch. Allerdings warnen die Autoren selbst davor, dieses sehr lokale Ergebnis unmittelbar zu generalisieren, weil Marienthal gerade in dieser Hinsicht viel zu sehr ein Sonderfall war: eine sehr kleine Industriegemeinde, etwas abseits vom großen Verkehr, mit, seit die Arbeitslosigkeit begonnen hatte, nur relativ wenig Kontakt zu Wien. Und vor allem: totale Arbeitslosigkeit, sodaß jeder Arbeitslose um sich herum praktisch immer wieder andere Arbeitslose sehen konnte, was die ganze Situation um so viel aussichtsloser machte. Noch dazu, wo die Arbeitslosigkeit in Marienthal schon so viel früher begonnen hatte, so daß die Arbeitslosen selbst das sozusagen als das besondere Schicksal von Marienthal empfanden und nicht so sehr als einen Teil der allgemeinen Wirtschaftskrise. Während anderswo es zwar ebenfalls sehr viel Arbeitslosigkeit gab, aber die Arbeitslosen eben doch nur etwa 20-25% der Arbeitnehmerschaft ausmachten, sodaß beinahe jeder Arbeitslose um sich herum weiter Menschen in Arbeit sehen konnte, was die Gesamtsituation weniger unveränderbar erscheinen ließ. Was wiederum manche - wenn auch, das sei noch einmal betont, nicht allzu viele - dazu veranlassen konnte, sich radikalen Parteien anzuschließen, die versprachen, diese Situation zu bekämpfen und wieder für Arbeit zu sorgen. Wieviel

davon Propaganda oder Illusion sein mochte, konnten die meisten Arbeitslosen wohl kaum recht beurteilen.

Wozu noch kam, daß der Beitritt zu einer kämpfenden Gruppe, ganz gleich ob auf der politischen Linken oder auf der politischen Rechten, für den Einzelnen wieder menschliche Kontakte bedeutete, die er beim Ausscheiden aus dem Betrieb verloren hatte. Gleichwohl taten das nur verhältnismäßig wenige. Für das Gros der Arbeitslosen war wohl eher typisch, was die Marienthal Studie so deutlich zeigte: weitgehendes Zurückziehen in die eigene Schale, Sichabkapseln von allem, was außerhalb der unmittelbar eigensten Sphäre vor sich geht.

Zu meinen Erinnerungen aus jener Zeit gehört, daß z.B. während der Wiener Februarkämpfe 1934 eine beträchtliche Anzahl von Arbeitslosen wie in jeder anderen Woche auf die Arbeitsämter stempeln gingen oder sich ihre Unterstützung abholten, - insbesondere auch in Ottakring, während unweit davon heftigst gekämpft wurde.

Liest man in der Marienthal-Studie die Berichte einzelner Arbeiter, dann taucht immer wieder auf, daß die Arbeitslosen neben der wirtschaftlichen Not am meisten den Verlust ihrer eigenen Menschenwürde als nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft beklagten. Was auch von späteren Studien immer wieder bestätigt wurde.

Besonders eindrucksvoll behandelt das Problem Marie Jahoda in ihrem 1983 erschienenen Buch "Wieviel Arbeit braucht der Mensch?". Dort berichtet sie unter anderem darüber, wie ein von Quäkern in England zwischen 1936 und 1938 für etwa 400 seit Jahren arbeitslose Bergarbeiter eingerichtetes Selbsthilfeprojekt letzten Endes vor allem an diesem Aspekt scheiterte: es war eingerichtet als eine Produktionsgenossenschaft, in der die Mitglieder allerlei Lebensbedarf erzeugen und dann zum Selbstkostenpreis plus einem geringen Aufschlag zur Deckung der Verwaltungskosten für den eigenen Bedarf - aber nicht zum Weiterverkauf - kaufen konnten. Sie durften weiter ihre Arbeitslosenunterstützung beziehen - deren Kaufkraft auf die Art um etwa 1/3 erhöht wurde - bekamen aber darüber hinaus keine Löhne. Sodaß viele von ihnen, besonders die Jüngeren, sich, sehr zu Unrecht natürlich, von den wohlmeinenden Quäkern ausgebeutet fühlten und die Arbeit nicht ernst nahmen und es zu allerlei Unzukömmlichkeiten kam. Was offenbar zeigte, daß selbst sinnvolle Beschäftigung allein noch nicht genügt - es fehlte die gesellschaftliche Anerkennung der Arbeit, die, selbst dort, wo Menschen wirklich ausgebeutet werden und oft zu elenden Löhnen arbeiten müssen, Bestandteil der Gesamtsituation ist, in der gesellschaftlich als notwendig anerkannte Arbeit mit gesellschaftlich anerkannten, wenn auch allenfalls elenden Löhnen bezahlt wird.

In späteren Jahren in Amerika bemerkte Lazarsfeld gelegentlich, daß es einer der wichtigsten Aspekte von Arbeitsbeschaffungsprogrammen des New Deal in Amerika war, daß dabei zwar nicht hohe, aber doch reguläre Löhne bezahlt wurden und nicht sozusagen Arbeitslosenunterstützung, für die man eben arbeiten mußte, was oft bei Arbeitsbeschaffungsprogrammen in Europa der Fall war - ausgenommen übrigens gewisse Arbeitsbeschaffungsprogramme in Schweden, die ebenfalls reguläre Löhne bezahlten. Jahoda allerdings betont, daß bei diesen Arbeitsbeschaffungsprogrammen des New Deal wegen der hohen Kosten mitten in der Wirtschaftskrise bestenfalls etwa 4 Millionen der damals insgesamt zwischen 13 und 16 Millionen Arbeitslosen beschäftigt werden konnten.

Dieser Aspekt der Arbeitslosigkeit, der also nicht durch bloße Arbeitsbeschaffung in Arbeitsprogrammen an sich überwunden werden kann, solange sie nicht mit regulären, gesellschaftlich als solchen anerkannten Löhnen verbunden sind, weil nur, wenn es dabei auch die letzteren gibt, sich die Menschen in ihrer Menschenwürde bestätigt finden, hat gewiß auch in unserer Zeit seine Gültigkeit. Er sollte darum vor allem von Gewerkschaften ständig im Auge behalten werden, wenn sie in unserer Zeit wiederum rasch um sich greifender Arbeitslosigkeit entweder mit ihren Regierungen über zweckmäßige Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit verhandeln oder mit den Regierungen darüber im Streit liegen. Sowohl in ihrem eigenen Interesse als Vertreter der Arbeiterschaft, wie im Interesse der Menschenwürde der unmittelbar von der Arbeitslosigkeit Betroffenen.

Diesen Aspekt besonders klargelegt und hervorgehoben zu haben, halte ich neben der eindrucksvollen Dokumentation der materiellen Not und der Feststellung, daß zumindest in Marienthal langdauernde totale Arbeitslosigkeit nicht zu Radikalisierung, sondern zu Apathie führte, für das wichtigste Ergebnis der Untersuchung über "Die Arbeitslosen von Marienthal", an deren Entstehung vor genau 60 Jahren hier in Marienthal wir uns heute erinnern.

### **Anmerkung**

"Die Arbeitslosen von Marienthal". Ein soziographischer Versuch. Paul F. Lazarsfeld, Marie Jahoda, Hans Zeisel. S. Hirzel, Leipzig 1933. (Die Zitate folgen der Taschenbuchausgabe im Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1975)

Otto Neurath Professor für Soziologie und Statistik am Queens College der City University of New York und Honorarprofessor der Universität Wien, z.Z. (1991/92) als Gastprofessor am Institut für Soziologie der Universität Wien.